
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt.
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 32. 1887.

Schein und Sein.

Roman
von **Friedrich Zimmermann.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Und das haben Sie gethan?“ fragte der Fremde den Auswandererkommissär.

„Warum nicht! antwortete Bodo, die Hilflosigkeit der armen Menschen dauerte mich, und man thut manches für Andere, was man für sich selbst niemals thun würde.“

Der Fremde nickte.

„Sie sind ein braver Mann,“ sagte er. „Ich freue mich, daß ich beim ersten Betreten des deutschen Bodens nach vierzigjähriger Abwesenheit gleich einen solchen treffe. Ich nehme es als ein gutes Vorzeichen.“

Dabei ruhte sein graues Auge mit einem Ausdruck auf Bodo, der in diesem ein eigenthümliches Gefühl wachrief, über das er sich selbst nicht klar war. Der Fremde kam ihm bekannt vor, es war ihm, als habe er diesen energisch geformten Mund, diese grauen durchdringenden Augen schon gesehen.

„Der Kurierzug fährt um sieben Uhr fünfzehn Minuten, nicht wahr?“ begann der Fremde nach einer kleinen Pause abermals.

„Ganz recht, Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit.“

„Die ich nicht besser verwenden kann, als mir von Ihnen einige Hinweise auf die Veränderungen, welche im letzten Menschenalter in Deutschland vor sich gegangen, zu erbitten. Ich nehme an, daß Sie freundlich genug sein werden, nicht nur Auswanderer, sondern auch Einwanderer mit Ihrem Rath zu unterstützen,“ fügte er hinzu, während ein halbes Lächeln auf seinen harten Zügen erschien, das einen Eindruck hervorrief, ähnlich dem, wenn ein flüchtiger Sonnenstrahl durch Wetterwolken bricht.

„Soweit es meine Zeit erlaubt, mit Vergnügen,“ entgegnete Bodo. „Es fragt sich nur, ob ich im Stande bin, Ihnen zu dienen. Speziell über Berliner Verhältnisse bin ich genau unterrichtet.“

„Sind Sie Berliner von Geburt?“

„Das nicht, allein ich habe längere Zeit dort gelebt, ehe ich meine jetzige Stellung antrat.“

„Für die Sie Ihrer Erscheinung und Ihrer Ausdrucksweise nach zu urtheilen schwerlich geboren sind,“ bemerkte der Fremde.

„Nein, wahrhaftig nicht, allein der Mensch lernt Manches, wovon er sich nie etwas hat träumen lassen, bevor ihn die Nothwendigkeit dazu zwang. Es handelt sich nur darum, das Nothwendige dann auch freiwillig zu thun, so wird man in jeder Lage Befriedigung und einen nützlichen Wirkungskreis finden.“

„Das nenne ich ein verständiges Wort!“ rief der Fremde, indem er Bodo, den er trotz dessen stattlicher Figur um einen halben Kopf überragte, die Hand auf die Schulter legte. „Einen Mann wie Sie hätte ich mir daheim — ich meine in Australien — als Gefährten gewünscht. Mit solchen Grundsätzen, wie Sie sie eben ausgesprochen, kommt man in Australien empor. Doch wie heißen Sie eigentlich, Herr Auswandererkommissär?“

„Bodo Stein.“

„Mein Name ist Charles Norton aus Melbourne.“

Bodo trat überrascht einen Schritt zurück. Jetzt mit einem Male wurde ihm klar, was ihn im Gesicht des Fremden so bekannt angemuthet hatte. Die Linien seines Mundes, das durchdringende graue Auge hatte er schon in verschönerter, veredelter Form an Jane gesehen.



Künstlerschmollis. (S. 251)

„Herr Charles Norton aus Melbourne,“ wiederholte er halblaut. „Das ist ein sonderbares Zusammentreffen. Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Norton. Haben Sie eine Tochter Namens Jane, die bis vor Kurzem hier in Hamburg in Pension war?“

„Ja. Kennen Sie meine Tochter?“

Bodo zögerte einige Augenblicke unschlüssig, ehe er antwortete.

„Dürfte ich Sie bitten, Herr Norton, in mein Bureau einzutreten? Ich möchte Ihnen, ehe Sie abreisen, eine vertrauliche Mittheilung machen, bei der Zeugen überflüssig sind.“

Norton nickte schweigend und folgte dem Voranschreitenden.

„Nehmen Sie einen Augenblick Platz,“ begann Bodo, die Thüre hinter sich schließend, „und verzeihen Sie mir, wenn ich gezwungen durch die beschränkte Zeit mich so kurz wie möglich fasse. Ich hatte das Glück, auf Helgoland die Bekanntschaft Ihres Fräulein Tochter zu machen, wir lieben uns, die Rücksicht auf Sie, in dessen Händen die Entscheidung über unser Schicksal liegt, gebot uns selbstverständlich, bis zu Ihrer Ankunft das strengste Geheimniß zu bewahren. Niemand ist von unserem Verhältniß unterrichtet. Ich hielt mich für verpflichtet, Ihnen diese Aufklärung zu geben, damit Sie mein Schweigen, das Ihnen später auffallen müßte, nicht mißdeuten.“

Norton hatte während dieser Worte Bodo mit scharfem Blick von Kopf bis zu den Füßen gemustert, ohne daß ein Zug in seinem Gesichte verrathen hätte, was in ihm vorging.

„Was waren Sie, bevor Sie diese Stellung antraten?“ fragte er, als Bodo geendet.

„Premierlieutenant in der preußischen Garde-Infanterie.“

„Militär aus Neigung?“

„Nein, dann würde ich nicht den Dienst freiwillig quittirt haben. Familienverhältnisse hatten mich in diese Laufbahn gedrängt. Ich denke, Jane wird Ihnen darüber alles Nähere mittheilen.“

„Gut,“ sagte Norton, sich erhebend und Bodo die Hand hinreichend. „Ihre Offenheit freut mich. Eine Antwort verlangen Sie selbstverständlich nicht von mir, bevor ich mit meiner Tochter gesprochen und wir einander näher kennen gelernt; dazu wird sich noch Gelegenheit finden. Hat meine Tochter Sie über meine Verhältnisse unterrichtet?“

„Soweit ihre Kinder-Erinnerungen reichten, ja!“

„Das ist wenig genug; nun, wir sehen einander hoffentlich wieder, Sie gefallen mir. Für jetzt leben Sie wohl, Herr Stein.“ Er schüttelte Bodo die Hand und begab sich auf den Perron hinaus. Eben wurde das zweite Abfahrtsignal gegeben, Bodo begleitete ihn bis zu dem Coupé zweiter Klasse, in das Norton schnell einstieg. Kaum hatte der Kondukteur die Thür hinter ihm zugeschlagen, als der schrille Pfiff der Lokomotive ertönte. Norton lüftete leicht seinen Hut, Bodo nahm respektvoll die mit einem schmalen Goldstreifen geschmückte Mütze, die er als Zeichen seiner amtlichen Stellung trug, ab; dann dampfte der Zug zum Bahnhof hinaus.

23.

Die Familie des Kommerzienrathes war durch den Tod Robert's in tiefste Trauer versetzt worden. So plötzlich, so unvermittelt war die Katastrophe hereingebrochen, daß sie zuerst förmlich lähmend gewirkt hatte, erst nach Stunden wich die dumpfe Betäubung, die auf Allen lag, dem brennenden Gefühl des Schmerzes und die starren Augen fanden lindernde Thränen.

Eine ängstliche Stille herrschte die folgenden Tage im Hause, nur halblaute Worte wurden gewechselt, selbst die Diener schlichen auf den Zehen umher. Die Kommerzienräthin hatte der Schreck auf das Krankenlager geworfen, sie befand sich in einem Zustande, der nach des Doktors und des Medicinalrathes bedenklichen Mienen zu urtheilen, in der That besorgnißerregend war. Die Gefahr eines neuen Verlustes wirkte auf den Kommerzienrath so stark ein, daß er völlig den Kopf verlor; stumm und in sich gekehrt saß er Stunden lang am Bette seiner Frau, und des Nachts ging er in seinem Zimmer ruhelos auf und ab. Dabei schien er gar nicht zu hören, wenn man mit ihm sprach, seine zerstreuten Antworten verriethen, wie wenig sein Geist bei dem weilte, was um ihn vorging.

Ida überließ sich fessellos den Ausbrüchen ihres Schmerzes und peinigte sich beständig mit Selbstanklagen, da sie glaubte, daß ihre Weigerung, den Baron v. Kattwitz zu heirathen, das Duell herbeigeführt habe. Jane, die Alles aufbot, sie nur einigermaßen zu beruhigen, war daher die Einzige, die ihre Besonnenheit behielt, obgleich sie sich nicht weniger erschüttert fühlte als Ida. Die geheimnißvollen Worte, mit denen Robert am Abend von ihr Abschied genommen und die jetzt so furchtbare Bedeutung gewonnen, hatten einen Stachel in ihrer Seele zurückgelassen. Hatte Robert den Tod gesucht? und deshalb, weil sie ihn zurückgewiesen? Dieser Gedanke verfolgte sie, wenn sie sich auch sagen durfte, daß ihre Handlungsweise die einzig richtige gewesen und ihr Gewissen sie von jedem Vorwurf freisprach.

Sie und Fritz trafen alle Anordnungen, welche die Umstände erheischten. Der Kommerzienrath kümmerte sich um nichts, nur am zweiten Tage war er auf inständiges Bitten des Doktors, der ihn aus seinem dumpfen Brüten aufzurütteln hoffte, in das Geschäft hinuntergegangen, hatte dort den Rapport des Disponenten und des Kassirers angehört, dazu mit dem Kopfe genickt, aber offenbar nicht ein einziges Wort verstanden, und war dann wieder in sein Zimmer zurückgekehrt. Diese geistige Lähmung, die den sonst so regen, lebenskräftigen Mann ergriffen hatte, machte Fritz schwerere Sorge noch als die Krankheit der Kommerzienräthin.

Trübe und langsam verstrichen die Stunden bis zur Beerdigung Robert's, erst als die sterbliche Hülle des Dahingeschiedenen in die Gruft gesenkt war, begann der Bann, der auf dem ganzen Hause lag, etwas zu weichen.

Während der Trauerfeierlichkeiten näherte sich Dattenberg Fritz und sagte, indem er seine Stimme möglichst zu dämpfen suchte: „Verzeihen Sie die Frage, Herr Doktor, bewahrheitet sich das Gerücht, daß Sie als den künftigen Schwiegersohn des Herrn Kommerzienrathes bezeichnet?“

„Darf ich den Grund Ihrer Anfrage erfahren?“ entgegnete Fritz.

„Versteht sich. Ich möchte Ihnen gern eine kleine Mittheilung über den Verstorbenen machen, die äußerst diskreter Natur ist; sie bezieht sich auf die traurige Affaire mit Herrn v. Kattwitz, dem Herrn Kommerzienrath dürfte vielleicht damit gedient sein.“

„Bitte, sprechen Sie, Herr Lieutenant.“

„Geschäftliche Differenzen,“ er betonte die Worte, „geschäftliche Differenzen zwischen Herrn Bach und Herrn v. Kattwitz haben zu dem traurigen Zwist geführt, der nicht wohl anders als mit den Waffen auszugleichen war. Welcher Art dieselben gewesen sein mögen, darüber erlaube ich mir natürlich kein Urtheil, nur das eigenthümliche Verhalten des Herrn Bach möchte ich noch erwähnen. Der Verstorbene hat sich bis zum letzten Augenblick selbstverständlich äußerst cavalièrement benommen, aber absichtlich sein Pistol in die Luft abgeschossen. Vielleicht gelingt es dem Herrn Kommerzienrath, den verborgenen Grund dieser frappirenden Thatsache zu ermitteln, über die ich mich jeder Vermuthung enthalte.“ Er hatte in gleichgiltigem Tone gesprochen, wobei er die Augen unverwandt auf das goldene Kreuz gerichtet hielt, das den First der Leichenhalle schmückte, dann verneigte er sich vor Fritz und verschwand in der Menge der Leidtragenden. Fritz war betroffen, mehr über des Offiziers Ton und Sprechweise, als über den Inhalt des Vernommenen. Daß Robert nicht auf Kattwitz geschossen, schien durch die frühere Freundschaft der Beiden genügend motivirt, aber was waren das für geschäftliche Differenzen, auf die der Ulan einen so besonderen Nachdruck gelegt hatte? Seine Worte sollten offenbar mehr bedeuten, als er zu sagen für gut fand. Fritz beschloß, unter allen Umständen den Kommerzienrath zu bewegen, daß er sobald als möglich die Papiere des Todten durchsah und die Geschäftslage prüfte.

Gegen Mittag kehrten Beide von der Beerdigung zurück. Der Kommerzienrath, dessen sonst so volles, blühendes Gesicht eingefallen und bleich aussah, als sei er um Jahre gealtert, stützte sich schwer auf die Schulter des Doktors und ließ sich, im Zimmer angekommen, ermattet in einen Sessel nieder.

„So enden unsere Hoffnungen, Doktor, und wir müssen's ruhig dulden,“ sagte er nach einer Weile. Es war das erste Mal nach Robert's Tode, daß er aus freien Stücken das Wort an Jemand richtete. „Aber mein armes Hannchen, wenn sie mir wenigstens erhalten bleibt.“

„Ihr Zustand ist nicht mehr besorgnißerregend,“ tröstete Fritz. „Im Gegentheil, ich möchte ihre Erkrankung fast als ein Glück betrachten, es ist die Selbsthilfe der geängstigten Natur, die sonst vielleicht dem schweren Schlage erlegen wäre.“

„Wir haben viel verloren, Doktor, wieviel, das begreift nur ein Vater- oder Mutterherz. Robert war ein braver Junge, wenn ihm auch der Hochmuthsteufel oft den Kopf verdrehte, er hatte doch ein gutes Herz. Noch in seinen letzten Augenblicken gedachte er Ihres Freundes, des Grafen v. Reinstein, für den er doch mehr aufrichtige Freundschaft gefühlt haben muß, als ich glaubte. Ich will seinen letzten Wunsch erfüllen, will die Hypotheken übernehmen, was liegt mir daran, ob ein Theil meines Vermögens Zinsen trägt oder nicht, das Geschäft gebe ich ja jetzt doch auf. Sie können das Ihrem Freunde schreiben, er soll meinen Jungen dafür in gutem Andenken behalten.“ Er erhob sich mühsam und legte Fritz die Hand auf die Schulter. „Was ich unserer guten Jane in diesen traurigen Tagen schuldig geworden bin, das werde ich wohl nie abtragen können; Sie, Doktor, gehören ja schon zu uns und müssen an unserem Leid theilnehmen, das ist nicht anders. Wenn wir erst wieder etwas zur Besinnung gekommen sind, dann wollen wir versuchen, im Glück unserer Ida Ersatz für den Verlust zu finden.“ Damit drückte er Fritz bewegt die Hand und wandte sich zur Thür. „Kommen Sie jetzt, Doktor, wir wollen einmal nach meinem Hannchen sehen.“

Die Kommerzienräthin war wach und streckte ihm die abgemagerte Hand entgegen, als er eintrat.

„Wie geht es, Hannchen?“ fragte er.

„Besser, lieber Julius, ängstige Dich nur nicht um mich,“ antwortete die Kranke schwach. „Kommst Du von der Beerdigung?“

„Ja,“ sagte der Kommerzienrath, das Gesicht abwendend.

„Erzähle mir doch, hat der Pfarrer schön gesprochen? Nicht wahr, alle Bekannten sind erschienen, um unserem Robert die letzte Ehre zu erweisen, sie haben ihn doch gewiß recht lieb gehabt. Bitte, Julius, erzähle mir Alles,

ich kann es ganz gut hören, unser Robert hat ja die allgemeine Theilnahme reichlich verdient."

Der Kommerzienrath mußte sich entschließen, seiner kranken Gattin zu willfahren. Ida und Jane hatten sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, Fritz wagte nicht, sich ihnen zu nähern, sondern stand schweigend am Fußende des Bettes, die Kranke beobachtend, welche nach kurzer Zeit, erschöpft von der Erregung, einschlief. Dann winkte er den Uebrigen zu, das Zimmer zu verlassen, nur Jane, die darauf bestand, die Schlummernde zu bewachen, blieb zurück.

Ida hatte sich an den Arm ihres Vaters gehängt und streichelte zärtlich seine herabhängende Rechte, als könne sie nicht mit Worten ausdrücken, was ihr Herz an Theilnahme und Liebe für ihn barg. Des Kommerzienrathes kummervolles Gesicht erhellte sich einen Moment, als er sich zu ihr niederbeugte und sie zum Zeichen, daß er sie verstanden, auf die Stirn küßte. Dann begaben sich alle Drei in das Wohnzimmer, Fritz wollte sich eben für einige Stunden verabschieden, als der Diener kam und dem Kommerzienrath eine Karte überreichte.

„Der Herr wartet schon eine Weile im Vorzimmer," sagte er. „Ich wagte nicht, den Herrn Kommerzienrath abzurufen, und daher — —"

„Charles Norton, Melbourne," las der Kommerzienrath halblaut. Ida preßte erschreckt seinen Arm, er streichelte ihr die Wange und nickte ihr ermuthigend zu. „Es ist der Vater Deiner Freundin, hoffentlich wird er einige Monate hier verweilen, denn jetzt würden wir Jane doppelt schwer vermissen." Damit ging er fort, Ida und Fritz waren zum ersten Male seit der Katastrophe allein.

„Auch das noch!" sagte sie, während sie sich in einen Lehnstuhl warf und das Taschentuch vor die Augen drückte. Leise trat Fritz auf sie zu und zog ihr sanft die Hände vom Gesicht.

„Weinen Sie, weil Sie die Freundin zu verlieren fürchten, Ida?" und als sie in heftigster Verwirrung seinen Blick mied, während sie zugleich ihre Hände zu befreien suchte, fuhr er fort: „Seien Sie ohne Sorge, wir Beide wissen es ja besser, Jane wird für immer bei uns bleiben und wir sehen sie noch als glückliche Frau auf Schloß Reinstein."

„Ach, das wäre schön, viel zu schön, als daß ich es glauben könnte."

„Warum sind Sie so ungläubig? Ist es etwas so Seltenes, daß sich die Herzen finden und die Eltern den Bund bestätigen? Denken Sie nicht an unseren Walpurgisnachtstraum in der Bodeschlucht?"

Ihr Gesicht war plötzlich wie mit Blut übergossen und ein leichtes Beben lief durch ihre Glieder.

„Aber Bodo und Jane," stammelte sie. „Bodo's Verhältnisse —"

„Sind nicht mehr so verzweifelt. Er ist jetzt im Stande, um Jane zu werben, sein Besitzthum bleibt ihm erhalten nach dem, was mir vorhin Ihr Vater — unser Vater Ida — aufgetragen hat."

„Unser — unser Vater?" sagte sie mit erstickter Stimme, ihm freudig erschreckt in die Augen schauend, und dann, als er ihr lächelnd zunickte und sie an sich zog, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und barg ihr Haupt an seiner Brust.

„Und Du — hast Du mir denn verziehen?"

„Ich habe Dir nie gezürnt, Du bist ja meine süße, herzige Brockenhexe!"

„Du Guter, Lieber!" jauchzte sie halb lachend, halb weinend. „Und ich konnte so schlecht sein, konnte Dich im Verdacht haben, daß — ach, wie einfältig, wie kindisch bin ich gewesen, aber nur, weil ich Dich gar zu sehr liebte."

„Also liebst Du mich wirklich, Ida, so recht von Herzen?"

„O, über alle Maßen!"

Er drückte sie innig an sich und küßte ihr Mund und Augen. — — —

Im Salon hatte inzwischen der Kommerzienrath Norton begrüßt.

„Sie kommen in ein Trauerhaus, Mr. Norton," sagte er, „und werden daher Nachsicht mit mir haben, wenn ich Sie nicht so gastfreundlich empfangen kann, als es sonst der Fall gewesen wäre. Vor wenigen Stunden erst habe ich meinen einzigen Sohn begraben, meine Frau liegt krank darnieder, ich selbst habe Mühe, soviel Fassung zu bewahren, als der Welt gegenüber für einen Mann nothwendig ist."

„Gestatten Sie mir, Ihnen mein aufrichtiges Beileid auszudrücken," entgegnete Norton, ihm die Hand schüttelnd, „und entschuldigen Sie mich, daß ich als Fremder zu solcher Zeit bei Ihnen eindringe und Sie in Anspruch nehme. Ich bin Ihnen ohnehin verpflichtet genug für die Freundlichkeiten, die Sie meiner Tochter erwiesen."

„Im Gegentheil, wir stehen in Jane's Schuld. Sie ist uns Allen so lieb und werth geworden, daß wir ihr Scheiden schwer empfinden würden. Dürfte ich die Bitte an Sie richten, Ihre Tochter bis zu Ihrer Abreise in unserer Familie zu belassen? Ich hoffe, Sie werden recht lange in Deutschland verweilen."

„Das hängt von Umständen ab. Indessen thun Sie mir einen großen Gefallen, wenn Sie meiner Tochter noch einige Zeit Gastfreundschaft gewähren. Ich habe noch Angelegenheiten zu ordnen, bei denen sie mir hinderlich sein würde. Ist sie zu Haus, kann ich sie sprechen?"

„Ich werde Jane sofort von Ihrer Ankunft unterrichten."

„Erlauben Sie mir noch vorher eine Frage, Herr Bach. Zu welcher Stunde kann ich Sie morgen oder in den nächsten Tagen in Geschäftssachen sprechen? Ich bin nämlich der Besitzer der bei Ihnen deponirten Reinsteiner Hypotheken."

„Der Reinsteiner Hypotheken? Ah, das ist ein merkwürdiger Zufall."

Norton sah ihn fragend an. „Die nöthigen Legitimationspapiere habe ich bei mir. Wann darf ich also hoffen, Sie im Comptoir zu finden?"

„Wann Sie wünschen, etwa morgen Vormittag, wenn es Ihnen recht ist. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir die Reinsteiner Verhältnisse selbst in gewisser Beziehung nahe getreten sind, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Doch das versparen wir uns wohl besser auf morgen, jetzt wäre es Unrecht, Sie länger durch Fragen aufzuhalten, da es Sie jedenfalls verlangt, Ihre Tochter zu begrüßen. Ich gehe, sie herbeizuholen."

Der Kommerzienrath hatte kaum das Zimmer verlassen, als sich die Thüre öffnete und Jane, die bereits durch Ida von ihres Vaters Ankunft benachrichtigt worden war, eintrat. Einen Augenblick zögerte sie klopfenden Herzens auf der Schwelle, dann eilte sie auf Norton zu.

„Mein lieber, lieber Vater!"

Norton hatte erstaunt und ungläubig die Eintretende gemustert. Erst bei dem Laut ihrer Stimme regte er sich, ein stolzes Lächeln erschien auf seinem Gesicht und ein Schimmer freudiger Rührung glänzte in seinen Augen, als er sie in seine Arme schloß.

„Wie bist Du schön und stattlich geworden," sagte er, „wie gleichst Du Deiner Mutter, als ich sie zuerst erblickte, nur so schön war sie nicht, wie Du, ihr Blick nicht so stolz, ihr Gesicht nicht so fein, aber ich erkenne alle ihre lieben Züge in den Deinigen wieder. Laß Dich noch einmal genau betrachten, Kind, wir haben uns ja lange Jahre nicht gesehen."

„Acht Jahre nicht, doch nun bleiben wir zusammen, nicht wahr?"

Er nickte. „Eine recht frohe Zukunft soll uns für die lange Trennung entschädigen, die ich uns leider nicht zu ersparen vermochte. Ich wollte Dich zu einer Deutschen erziehen lassen, zu einer echten deutschen Frau an Herz, Geist und Bildung, und das konnte in Melbourne nicht geschehen. Alle Hoffnungen, die ich auf Dich gesetzt, finde ich jetzt weit übertroffen, man sieht es Dir nicht an, Jane, daß Du die Tochter eines Bauern bist." Er trat einige Schritte zurück und musterte sie abermals vom Kopf bis zu den Füßen mit bewundernden Blicken. „Du bist würdig, eine Herzogin zu sein und ein Schloß zu bewohnen, wenigstens einen Rittersitz." Damit ging er auf sie zu, nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände, küßte sie lächelnd auf die Stirn und schaute ihr forschend in die Augen. „Möchtest Du die Herrin eines Schlosses, eines großen Besitzthums sein?"

„Wie kommst Du auf diese Frage?" sagte sie erröthend. Sie wußte sich seine Worte nicht recht zu deuten, hatte er erfahren, daß Bodo — doch das war wohl unmöglich.

„Ich möchte Deine Wünsche kennen lernen," entgegnete er, „vielleicht bin ich im Stande, sie zu erfüllen, wenn sie nicht gar zu hoch gespannt sind. Doch erzähle mir zuerst einmal, wie hast Du Deine Zeit in der Pension zugebracht, was hast Du getrieben, wie gelebt, welche Bekanntschaften gemacht und Freundschaften geschlossen? Briefe, so ausführlich die Deinigen auch waren, geben ja doch kein vollkommenes Bild."

Eine Reihe von Fragen und Auseinandersetzungen, wie sie beim Wiedersehen zwischen so nahen Verwandten stattzufinden pflegen, füllten die nächste halbe Stunde aus. Norton schien sich gar nicht satt sehen zu können an seiner Tochter, immer auf's Neue gab er seinem Erstaunen, seiner Freude Ausdruck, Jane fühlte sich förmlich ergriffen von der Zärtlichkeit, mit welcher der Mann, auf dessen hartem Gesicht der Lebenskampf seine unvertilgbaren Spuren ausgeprägt und jedes Zeichen weicherer Empfindung getilgt hatte, sie überhäufte.

(Fortsetzung folgt.)

Künstlerschmollis.

(Mit Bild auf Seite 249.)

Der junge Maler auf unserem Bilde auf S. 249 hat bei seiner Rast in einem ländlichen Wirthshause des Schwarzwaldes zufällig die Bekanntschaft der drallen Schönen in der kleidsamen Landestracht mit dem lang herabhängenden Zopfe gemacht. Die junge Schwarzwälderin, welche eine ganze Schürze voll Blumen und Gräser gesammelt hat, aus denen sie Sträuße windet, ist nicht nur ein gar hübsches Kind, sondern weiß auch mit guter Art auf den Humor des Fremden einzugehen und thut gar nicht zimperlich, als dieser ihr vorschlägt, nach froher Studentenart in dem funkelnden Rebensaft „Schmollis" zu trinken. Das Konterfei der Schönen aber, welches der Musensohn schließlich in seiner Skizzenmappe heimträgt, wird einen hervorragenden Schmuck der letzteren bilden und in dem Zeichner die Erinnerung an jenes „Künstlerschmollis" im Schwarzwalde unvergeßlich erhalten.

Burg Regenstein am Harz.

(Mit Bild auf Seite 252.)

Am Nordfuße des Unterharzes, drei Kilometer von Blankenberg, erhebt sich der Regenstein oder Reinstein, ein seltsam geformter Sandsteinfels, der auf seinem Rücken die Ruine der Burg Regenstein trägt. Dieselbe, von deren Ueberresten unser Bild auf S. 252 eine Ansicht gibt, ist zum Theil direkt aus dem weichen Sandstein des Felsens herausgemeißelt, und schon sehr alt. König Heinrich I. erweiterte die Veste, welche später in den Besitz der Grafen v. Reinstein, dann an die Grafen v. Heimburg und am

Schluß des 16. Jahrhunderts an die Herzöge von Braunschweig kam. Nach wechselvollen Zwischenfällen nahm das Kurhaus Brandenburg Besitz von der Grafschaft und ließ den Regenstein zur Festung ausbauen, deren Wälle und Kasematten aber nach dem siebenjährigen Kriege gesprengt wurden. Seitdem ist Burg Regenstein Ruine geblieben; die von der Zerstörung verschonten Felsenräume und Gewölbe werden jedoch noch Jahrhunderte lang den Einflüssen der Witterung trotzen. Die Besichtigung aller noch erhaltener Räume, die außer dem im Mittelgrunde unseres Bildes sichtbaren Thurme sämmtlich aus dem Felsen herausgehauen sind, kann jederzeit frei stattfinden. Zwischen diesen Trümmern einer sturmbewegten Vergangenheit ist ein kleines Wirthshaus (oben rechts auf unserer Ansicht) errichtet, wo die von Blankenburg zahlreich herauskommenden Touristen sich erquicken können. Eine Stelle auf vorspringendem Fels (75 Meter über der Ebene), „der verlorene Posten" genannt, weil einst eine Schildwache von dort über die jähe Wand vom Sturm herabgeschleudert worden, aber dennoch wohlbehalten unten angelangt sein soll, gewährt einen herrlichen Ausblick auf den ganzen Harz, von der Konradsburg bei Ermsleben bis nach der Kattennäse bei Harzburg.



Burg Regenstein am Harz. (S. 251)

Die Heuschreckenschwärme.

(Mit Bild auf S. 253.)

Verschiedene Arten der sich von Pflanzen nährenden Heuschrecken können durch ihr massenhaftes Auftreten zeitweilig der Vegetation und zumal den von Menschenhand angelegten Kulturen verderblich werden. Schon seit den ältesten Zeiten ist namentlich Afrika den Verwüstungen der Heuschreckenschwärme ausgesetzt, und während im Süden vorzugsweise Schaaren der verwüstenden Schnarrheuschrecke (Acridium devastator) auftreten, werden die nordafrikanischen Gegenden, wie auch Südeuropa und Vorderasien, bisweilen von ungeheuren Zügen der tatarischen Schnarrheuschrecke (Acridium Tataricum) heimgesucht. Auch die Wander- oder Zugheuschrecke (Acridium migratorium) tritt in solchen Schwärmen auf, die beim Niederfallen den Boden in mehrstündiger Breite und Länge oft 15 Centimeter hoch bedecken und in unglaublich kurzer Zeit allen Pflanzenwuchs vertilgen. — Unser Bild auf Seite 253 zeigt uns eine auf freiem Felde von einem solchen Heuschreckenschwarm ereilte algerische Diligence oder Postkutsche. Die davor gespannten acht Berberhengste scheuen vor den geflügelten Insekten, das eine oder andere bäumt sich wohl im ersten Schrecken, alle aber bleiben instinktmäßig auf der Stelle, um die gefräßigen Schaaren erst vorüberziehen zu lassen. Die Passagiere im Innern des Wagens haben natürlich alle Fenster geschlossen, den auf dem Bock neben dem Kutscher oder oben auf dem Verdeck Sitzenden aber fällt es schwer genug, sich der widerlichen Thiere zu erwehren. Das Schauspiel ist unheimlich, aber auch höchst interessant; immerfort schießen Wolken von Heuschrecken hernieder, bis die Diligence dicht von ihnen eingehüllt ist. — In den Dörfern läutet man beim Herannahen eines solchen Schwarmes Sturm und sucht die ungebetenen Gäste durch Schießen, Anzünden von Feuern und durch Lärmen zu verscheuchen, meist jedoch ohne Erfolg, und binnen weniger als einer Stunde bieten dann die Felder ringsum das Bild der vollkommensten Verwüstung, da buchstäblich auch kein Halm auf ihnen stehen bleibt.

Eine fromme Lüge.

Novellette
von
Franz Eugen.

(Nachdruck verboten.)

In einem einige Meilen südlich von Warschau gelegenen Landhause war an einem Sommerabend des Jahres 1862 ein junger Mann beschäftigt, eine Guirlande an der Thüre des Gartensalons zu befestigen, und die Tochter des Hauses half ihm bei diesem Geschäft, indem sie ihm die Nägel dazu reichte.

„Wo bleibt nur Stanislaus?" sagte sie, einen Blick auf die an dem Garten hinlaufende Landstraße werfend.

„Er ist nach Nowak geritten, um in dem dortigen Treibhaus einen Veilchenstrauß für Wanda zu holen.

„Einen Ritt von zehn Meilen zu machen, um Veilchen zu holen!" versetzte das junge Mädchen unmuthig; „wäre Wanda nicht noch ein Kind gewesen, als der Vater sie vor drei Jahren zur Tante nach Petersburg schickte, so könnte man wahrhaftig meinen, er habe sich damals in sie verliebt."

„Und warum sollte er das nicht gethan haben," fiel ihr der Andere in das Wort, „mit fünfzehn Jahren sind unsere Polinnen doch keine Kinder mehr, und unsere Schwester war damals schon ein sehr schönes Mädchen, über ihr Alter hinaus gereift und verständig. Doch irre ich nicht, so kommen dort die Erwarteten."

Das scharfe Auge des jungen Mannes hatte sich nicht getäuscht; zugleich mit dem zurückkehrenden Stanislaus langte ein Wagen vor dem Hause an. Ein junges Mädchen stieg rasch heraus, umarmte herzlich den Bruder und die Schwester und nahm mit freundlichem Dank den Veilchenstrauß entgegen, den Stanislaus ihr zum Willkommen bot.

„Wie Du groß und schön geworden bist," sagte Theresa bewundernd, als sie die eben Angekommene zum Umkleiden in ihr Zimmer geleitet hatte. „Aber nun sage mir erst, ob Du nicht froh bist, wieder bei uns zu sein. Wie hast Du es nur so lange fern von uns bei den abscheulichen Russen aushalten können?"

„Tante Amanda war sehr freundlich gegen mich."

„Mag sein, sie ist ja auch eine geborene Polin, aber ihr verstorbener Mann war ein Deutschrusse, und in ihrem Hause verkehren gewiß viele seiner Landsleute?"

„Die Tante sieht wenig Menschen bei sich und lebt sehr still und zurückgezogen."

„Das ist gut, so bist Du doch wenigstens in ihrem Hause den verhaßten russischen Uniformen nicht begegnet."

„Du vergissest," sagte Wanda, sich wie zufällig abwendend, „daß der Neffe ihres Mannes



Algerische Diligence in einen Heuschreckenschwarm gerathend. (S. 252)

jetzt in Petersburg in Garnison ist, und sie diesem doch nicht wohl ihr Haus verschließen konnte."

„Robert Steinert?" rief Theresa, „o, ich erinnere mich des hübschen, blonden Jünglings noch sehr wohl, der uns einmal vor zehn Jahren mit der Tante hier besuchte. Warum hast Du aber in Deinen Briefen niemals seiner erwähnt?"

„Ich dachte nicht, daß es Dich interessiren würde, von ihm zu hören. Doch komm jetzt, ich bin fertig und wir dürfen die Herren nicht länger warten lassen."

Ein paar Minuten später saß die kleine Gesellschaft im Gartensaal um den Tisch, auf dem ein reichliches Mahl aufgetragen war. Anfangs war Wanda der Mittelpunkt der Unterhaltung und mußte ausführlich von ihrem seitherigen Leben in Petersburg berichten, bald aber wandte sich das Gespräch der Männer auf die Politik, welche damals in Polen das Hauptinteresse fast aller Klassen der Gesellschaft bildete. Wanda verhielt sich dabei sehr schweigsam, nur zuweilen richteten sich ihre dunklen Augen mit einem vorwurfsvollen Ausdruck auf Stanislaus, der seinem Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes in den heftigsten Invektiven gegen die russischen Offiziere Luft machte. Bei einem besonders gehässigen Ausfall gegen einen Offizier, mit dem er jüngst in Konflikt gerathen und dabei offenbar im Unrecht gewesen war, sagte Wanda erregt: „Mir scheint, daß Ihr nicht recht thut, den einzelnen Offizier für die Fehler und Sünden der Regierung verantwortlich zu machen; es mag Manchem unter ihnen hart genug ankommen, hier Polizeidienste zu thun, aber der Soldat hat keinen eigenen Willen, sondern muß den Befehlen seiner Oberen gehorchen."

„Du vertheidigst unsere Feinde," flammte Stanislaus auf, „hast Du in der Fremde die Liebe zum Vaterlande verlernt?"

„Das verhüte Gott," sagte Gribowsko ernst, „Wanda wäre nicht meine Tochter, wenn sie verlernen könnte, eine echte Polin und gute Patriotin zu sein."

„Gewiß, mein Vater," versetzte Wanda mit einem traurigen Lächeln, „mein Patriotismus hat wahrlich die Probe bestanden."

„Hab' Dank für das Wort, Cousine," rief Stanislaus feurig, „ich fürchtete schon, Du hättest in Petersburg Sympathien für die Russen gewonnen."

„Das war eine recht thörichte Voraussetzung," warf Kasimir spöttisch ein, „mich wundert wirklich, daß Du nicht auch gefürchtet hast, Wanda könnte ihr Herz an einen der geschniegelten Garde-Offiziere verlieren, welche säbelrasselnd und sporenklirrend die Straßen von Petersburg unsicher machen."

„Pfui, Kasimir, wie magst Du so häßlich scherzen," sagte Theresa.

„Ja," stimmte der Vater ein, „es gibt Dinge, die man nicht einmal im Scherze als möglich annehmen darf, ich wenigstens möchte meine Tochter lieber todt, denn als Gattin eines russischen Offiziers sehen."

Wanda erwiederte nichts, aber es wollte Theresa bedünken, als lagere sich eine kleine Wolke auf die Stirne der Schwester, die auch, als das Gespräch eine andere Wendung nahm, nicht wieder verschwand. „Wanda ist zu lange fort gewesen," sagte sie zu sich selbst, als sie die Schwester vor dem Schlafengehen verlassen, „sie hat sich uns dadurch entfremdet."

Der Vater machte dieselbe Bemerkung und bereute es jetzt, daß er sich um eines Geldinteresses willen so lange von der Tochter getrennt hatte. Aber es war ihm unmöglich gewesen, der reichen Tante Amanda, die dem in knappen Verhältnissen lebenden Gutsbesitzer oft schon aus der Noth geholfen, ihren Wunsch, die Nichte längere Zeit bei sich zu sehen, abzuschlagen. — — —

Ein paar Monate waren vergangen, seit Wanda wieder unter dem väterlichen Dache weilte, und wie freundlich sie auch gegen die Geschwister war, wie liebevoll und fügsam sie sich gegen den Vater zeigte, jene hatten doch nur die Empfindung, daß sie durch die lange Abwesenheit in ihrem ganzen Fühlen und Denken den Ihrigen entfremdet worden, und daß es Saiten ihres Gefühlslebens gab, die sie ihnen gegenüber nie berührte, weil sie entweder kein Vertrauen zu ihnen hatte, oder nicht das rechte Verständniß bei ihnen voraussetzte. Dazu kam noch, daß sie den blinden Haß der Ihrigen gegen die russische Regierung nicht zu theilen vermochte, sie hatte vielmehr in Petersburg die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kaiser aufrichtig das Beste Polens wollte, und sie sah daher in einer bewaffneten Erhebung gegen die Regierung, wie sie von der nationalen Partei geplant wurde, das Unglück ihres Vaterlandes, und den sicheren Weg, Alles wieder zu verlieren, was Alexander II. den Polen an Zugeständnissen in den letzten Jahren bewilligt hatte. Wenn sie auch derartige Gedanken klüglich für sich behielt, so erschien sie doch inmitten des fieberhaft aufgeregten politischen Treibens, das in den Kreisen der Ihrigen herrschte, kalt und theilnahmlos, was ihr sehr verdacht wurde. Der Vater zürnte ihr auch noch besonders, weil sie den Huldigungen des Vetters Stanislaus gegenüber eine so entschieden abweisende Haltung beobachtete, denn er wünschte sehr eine Verbindung zwischen Wanda und seinem Neffen, weil dieser nicht nur ein glühender polnischer Patriot war, sondern auch durch den plötzlichen Tod eines Onkels ein großes Vermögen kürzlich geerbt hatte. Es war sogar jüngst zu einer heftigen Scene zwischen ihr und ihrem Vater gekommen, weil sie, als er in strengem Tone gesagt, sie müsse dem Vetter freundlicher begegnen, denn er habe ihm ihre Hand versprochen, rund heraus erklärt hatte: sie werde lieber in ein Kloster gehen, als sich zur Verbindung mit einem Manne zwingen lassen, für den sie nicht die geringste Neigung empfinde.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß man das Neujahrsfest im Gribowsko'schen Hause nicht in so fröhlicher Stimmung, wie in früheren Jahren feierte; der Vater zeigte deutlich seine Unzufriedenheit mit Wanda's Benehmen gegen den ihm selbst so willkommenen reichen Bewerber. Stanislaus war tief gekränkt durch die abweisende Kälte, mit der ihn das Mädchen behandelte, auch der Bruder zürnte ihr, weil sie dem treuen Werben seines Freundes kein Gehör schenken wollte, während Theresa, die den Vetter längst im Stillen liebte, es ihr verdachte, daß sie ein Glück, welches neidlos der Schwester zu gönnen ihr recht schwer wurde, so wenig zu schätzen wußte. So fühlte sich Wanda fast erleichtert, als von Warschau die Nachricht eintraf, daß das Revolutionscomité sich zur Einsetzung einer geheimen Nationalregierung entschlossen habe, deren Befehlen alle, den verschiedenen über das ganze Land verbreiteten Geheimbünden angehörenden Polen unbedingten Gehorsam schuldig seien, worauf Kasimir und Stanislaus, die zu den thätigsten Mitgliedern der gegen die russische Regierung gerichteten Verschwörung gehörten, sich sogleich nach der Hauptstadt begaben.

Seit ihrer Abreise mochten etwa acht Tage vergangen sein, und Gribowsko wartete mit Ungeduld auf die Rückkehr des Sohnes, der ihm der Verabredung gemäß mittheilen sollte, welche Beschlüsse das Revolutionscomité wegen des jetzt schleunig zu organisirenden bewaffneten Aufstandes gefaßt habe. Da stürzte eines Tages als die Familie gerade am Mittagstische saß, Kasimir mit entsetzter Miene herein und rief: „Die Russen haben Stanislaus, den das Revolutionscomité mit wichtigen Briefen an unsere Freunde in Paris geschickt, ergriffen, sich seiner Papiere bemächtigt, ihn vor ein Kriegsgericht gestellt, und ihn heute in der Frühe erschießen lassen. Ich habe mich dem Platze, wo die Exekution stattfand, möglichst genähert, damit sein letzter Blick noch auf ein befreundetes Antlitz fallen sollte. Er ist wie ein Held gestorben."

Ein dreifacher Aufschrei folgte seinen Worten, Theresa warf sich schluchzend in die Arme ihres Vaters, über dessen Wangen schwere Thränen rollten, und Wanda faltete zu einem stillen Gebet für den Todten die Hände.

„Und wißt Ihr," fuhr Kasimir zähneknirschend fort, „wer die Soldaten kommandirte, von deren Kugeln Stanislaus fiel? Robert Steinert, der Neffe unserer Tante war es!"

„Robert Steinert," stammelte Wanda todtenbleich, „Du mußt Dich getäuscht haben, er ist ja in Petersburg."

„Nein, ich habe mich nicht getäuscht," versetzte Kasimir, „ich erkannte ihn sogleich wieder, aber um ganz sicher zu sein, fragte ich einen in meiner Nähe stehenden Soldaten nach dem Namen jenes Offiziers und erfuhr, daß es Hauptmann Steinert sei, der vor Kurzem von Petersburg nach Warschau versetzt worden sei. Möge das Blut des edlen Stanislaus über ihn kommen, der um schnöden Sold den Russen Henkersdienste leistet!"

„Um Gott, Kasimir," fiel Wanda bebend ein, „rufe doch nicht die Rache des Himmels auf Steinert herab, der als russischer Offizier ja den Befehlen seiner Oberen gehorchen muß, wie schwer es ihm auch werden mag."

„Wie kannst Du den Mann vertheidigen, den wir als den Mörder unseres Stanislaus betrachten müssen!" rief Theresa außer sich.

„Mörder?" wiederholte Wanda empört. „Verblendet Euch denn die Parteileidenschaft so vollständig, daß Ihr nicht mehr im Stande seid, den Menschen von der Sache zu trennen? Ich liebe Polen nicht weniger als Ihr, aber ich kann Diejenigen nicht verdammen, die durch das harte Gebot der Pflicht gezwungen werden, die grausamen Befehle ihrer Oberen auszuführen."

„Du warst zu lange in Petersburg," sagte Kasimir vorwurfsvoll, „und hast dort leider verlernt, wie eine Polin zu fühlen. Doch nun," fuhr er zu seinem Vater gewandt fort, „höre, was ich Dir aus Warschau zu berichten habe. Die provisorische Nationalregierung will die bewaffnete Erhebung gegen das russische Gouvernement sofort in's Werk setzen, und zwar vorläufig in der Art des spanischen Guerillakriegs, so daß überall sich bewaffnete Haufen bilden sollen, welche die einzelnen feindlichen Abtheilungen, die das Land durchstreifen, angreifen und vernichten. Wenn dann Mieroslawski eintrifft und den Oberbefehl über die gesammte revolutionäre Streitmacht übernimmt, werden wir uns Warschau's bemächtigen; bis dahin gilt es, die Moskowiter durch beständige Ueberfälle so in Schrecken zu versetzen, daß sie den Muth zum Kampfe verlieren. Ich bin von der Nationalregierung zum Kommandanten des fliegenden Corps ernannt, dessen Hauptquartier auf dem Gute des Grafen Kratowski sein wird, und gehe sofort dahin, um den Ueberfall eines russischen Munitionstransportes zu organisiren, zu dessen Bedeckung, wie ich höre, das Regiment kommandirt ist, bei welchem Steinert steht, so daß ich vielleicht in kurzer Frist Stanislaus an seinem Mörder werde rächen können."

„Ich gehe mit Dir, mein Sohn," rief Gribowsko, „bei dem heiligen Kampf für Polens Befreiung will ich trotz meines Alters nicht fehlen in den Reihen der vaterländischen Streiter. Ich fahre gleich mit Dir hinüber zum Grafen Kratowski."

„O, laßt mich mit Euch gehen," flehte Theresa, „ich sterbe, wenn ich hier mit dem Kummer um Stanislaus im Herzen allein zurückbleiben muß. Wenn es uns Frauen auch nicht vergönnt ist, mitzukämpfen, so können wir doch der großen Sache des Vaterlandes nützen, indem wir die Verwundeten pflegen; der rechte Platz einer Polin ist jetzt gerade da, wo die Kugeln fliegen und der Kampf tobt."

„Ja, Du sollst uns begleiten," sagte der Vater, sie gerührt in seine Arme schließend, „Du bist eine echte Tochter Polens, die keine Furcht kennt, wenn es die Befreiung des Vaterlandes gilt. Ich nehme Dich mit, Wanda mag unterdessen mit den Mägden hier allein das Haus hüten. Die Knechte müssen Alle bewaffnet werden, und mit herüber nach Kratowa marschiren. Jeder Pole, der ein Schwert führen kann, soll mitkämpfen in dem heiligen Kampfe."

Drei Tage waren seitdem vergangen: in bange, trübe Gedanken versunken schritt Wanda im Garten auf und nieder. Sie war ganz allein denn sie hatte die sämmtliche weibliche Dienerschaft in's Feld geschickt, damit dort, wo durch die Abwesenheit der Knechte das Pflügen und Säen ganz in's Stocken gerathen war, wenigstens die nöthigsten Arbeiten gethan würden. Mit traurigen Augen starrte sie in die Ferne, lauschend, ob nicht der Wind ihr den Schall von Flintenschüssen zutrage, da wurde plötzlich das Gartenpförtchen aufgerissen, ein Mann in der Uniform eines russischen Offiziers stürzte ihr entgegen und rief flehend: „Rette mich, Wanda, die Verfolger sind mir auf den Fersen."

Einen Moment stand sie, wie zu Stein erstarrt, dann zog sie ihn, ohne ein Wort zu sagen, denn Schrecken und Ueberraschung hatten ihr die Sprache geraubt, hastig in das Haus. Dort lagen im Erdgeschoß neben dem Speisesaal ihr und Theresa's Zimmer, beide in einander gehend. Vom Garten her wurden bereits Stimmen laut.

„Da sind sie schon, meine Verfolger!" stöhnte der Verwundete, sich schwer auf die Schulter Wanda's lehnend, die ihn durch den Saal nach Theresa's Zimmer geleitete.

„Schnell hier herein," flüsterte sie, die Thüre aufreißend, und wieder hinter ihm von innen verriegelnd, dann flog sie durch ihr eigenes Zimmer in den Speisesaal, der auf den Flur führte, verschloß dessen Thüre von außen und eilte zurück in den Garten, der sich bereits mit bewaffneten Männern gefüllt hatte.

Der Anführer der Truppe trat ihr entgegen und sagte höflich: „Wir suchen Steinert, den Mörder Stanislaus Kalnocky's, der in dem siegreichen Gefecht, das wir heute Nacht mit den Russen bestanden, verwundet wurde, und sich, nachdem seine Kameraden theils gesprengt, theils niedergemacht wurden, unserer Verfolgung entzog, bis wir die Gegend durchstreifend hier im Dorf seine Spur wiederfanden, wo mir eben Kinder sagten, ein russischer Offizier habe sich in dieses Haus geflüchtet."

„Das ist unmöglich," entgegnete Wanda, „ich bin ganz allein im Hause, dessen Vorderthüre verschlossen ist, und dessen Hinterthüre nach dem Garten führt, in welchem ich eben spazieren ging, es konnte also Niemand ohne mein Wissen hier eindringen."

„Trotzdem bitte ich um Erlaubniß, das Haus durchsuchen zu dürfen, der Verfolgte könnte dennoch hinter Ihrem Rücken hinein geschlüpft sein."

Wanda erhob keinen Einwand und der polnische Offizier begab sich mit seinen Leuten in das Haus. Nach einer Viertelstunde kam er zurück und sagte, daß sie Alles durchsucht, aber den Russen nicht gefunden hätten, doch seien zwei Thüren im Erdgeschoß verschlossen."

„Ganz recht," versetzte Wanda mit stockendem Athem, „diese beiden Thüren führen zu den Zimmern von meiner Schwester und mir, die eine ist von innen verriegelt, zu der anderen trage ich den Schlüssel hier bei mir, der von Ihnen Gesuchte kann also dort nicht verborgen sein."

„Da sich die Sache so verhält," entgegnete der Pole, „müssen sich die Kinder allerdings getäuscht haben, und ich bitte um Verzeihung, daß wir Sie unnütz belästigt haben."

Wanda neigte den Kopf, und mit einem kurzen, höflichen Abschiedsgruß gegen den Offizier schritt sie nach dem Hause. Sie hatte dasselbe noch nicht erreicht, als auf der Straße ein Wagen heran rollte, dem der Pole rasch entgegen ging, und ihr Herzschlag stockte, als sie jetzt die Stimme ihres Vaters erkannte, worauf sich ein kurzes Gespräch zwischen den Beiden entspann. Dann marschirte der Trupp weiter, und Gribowsko trat mit Theresa in das Haus. Als er Wanda dort so bleich und zitternd an der Thüre des Saales lehnen sah, küßte er sie auf die Stirn und sagte freundlich: „Der Einfall der Freischaar hat Dich erschreckt, es war auch recht thöricht von dem Offizier, den Russen hier zu vermuthen, in dem Hause Gribowsko's würde der Mörder von Stanislaus doch gewiß keine Zuflucht suchen."

Wanda warf sich ihrem Vater zu Füßen und flüsterte mit zitternder Stimme: „Der Offizier hat die Wahrheit gesagt, Robert Steinert flüchtete sich in dies Haus, und ich habe ihn in meinem eigenen Zimmer versteckt."

„Hölle und Teufel!" schrie Gribowsko, die Knieende unsanft zurückstoßend, „der Mörder von Stanislaus Kalnocky verbirgt sich in meinem Hause, und meine Tochter leugnet seinen Verfolgern gegenüber seine Anwesenheit! Rasch, Theresa, eile unseren Freunden nach und rufe ihnen zu, der Mörder von Stanislaus sei hier."

Ueber Wanda's verstörte Züge lagerte sich plötzlich der Ausdruck eiserner Entschlossenheit, und den Arm der Schwester umklammernd, die schon davon eilen wollte, stieß sie hastig hervor: „Keinen Schritt weiter, Theresa! Robert Steinert ist mein Gatte! Ich wurde ihm in Petersburg im Beisein der Tante heimlich angetraut; nur weil ich Deinen Zorn fürchtete, mein Vater, schwieg ich bis jetzt darüber."

Gribowsko taumelte zurück, wie Jemand, der einen heftigen Schlag in das Gesicht empfangen, und stammelte: „Robert Steinert Dein Gatte, bist Du wahnsinnig, Wanda? Ha, da ist er wahrhaftig selbst," rief er bebend vor Wuth, als jetzt ein Riegel klirrte und in der Thüre von Theresa's Zimmer die Gestalt eines russischen Offiziers erschien, der sich schwankend an den Pfosten lehnte und mit blassen Lippen leise Wanda's Namen nannte.

Sie trat rasch zu ihm und den Arm wie schützend um seine Schulter legend, sagte sie: „Du wirst meinen Gatten nicht seinen Feinden ausliefern, Vater, wirst Deine Tochter nicht zur Wittwe machen wollen."

„Nein," versetzte Gribowsko nach einem kurzen Kampf mit sich selbst, „ich kann den Mann, dessen Namen Du trägst, nicht dem Tode überliefern, aber von dieser Stunde an bist Du mein Kind nicht mehr, und noch heute wirst Du mit Deinem Gatten mein Haus für immer verlassen."

„Meine Wanda!" murmelte der junge Offizier und wollte sie an seine Brust ziehen, aber ohne den Blick leidenschaftlicher Liebe, den er dabei auf sie heftete, zu erwiedern, machte sie sich von ihm los, und sich von Neuem dem Vater zu Füßen werfend, rief sie: „Verzeihung, mein Vater! O, wenn Du Alles wüßtest, würdest Du mir vergeben! Laß Steinert, so bald es ohne Gefahr für sein Leben geschehen kann, im Frieden von hinnen ziehen, und vergönne mir, bei Dir zu bleiben."

„Nein," entgegnete Gribowsko rauh, „für das Weib eines russischen Offiziers ist kein Raum unter meinem Dache. Heute Abend noch mußt Du mit Deinem Gatten mein Haus verlassen, der alte treue Stephan, der uns von Kratowo hierher gebracht, und alle Schleichwege der Gegend kennt, soll versuchen, Euch unter dem Schutze der Nacht sicher über die russische Grenze zu bringen. Das ist das Einzige, was ich für Dich als Vater noch thun will, dann wirst Du hinfort für mich nicht mehr zu den Lebenden zählen."

Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen, und als Theresa ihm weinend in sein Zimmer folgen wollte, winkte er ihr, zurück zu bleiben und sagte: „Komm nicht mit mir herein, ich muß allein sein, ich kann jetzt Niemand sehen, mit Niemand sprechen . . . der Schlag war zu hart, er hat mich bis in's innerste Mark getroffen!" — — —

In später Abendstunde desselben Tages hielt ein leichter Wagen vor der Thüre der dem Gribowsko'schen Hause benachbarten Wohnung des Pfarrers. Wanda entstieg rasch dem Wagen, half dann Steinert, der jetzt Civilkleider trug, heraus, und trat mit diesem, nachdem sie dem Kutscher befohlen, auf sie zu warten, in das Haus, wo die alte Haushälterin des Geistlichen sie mit einem verwunderten Blick auf ihren bleichen Begleiter empfing.

„Liebe Maruscha," sagte Wanda hastig, „ich muß den Herrn Pfarrer gleich sprechen, er ist doch noch auf?"

Die Alte nickte, und Wanda fuhr rasch fort: „Dann will ich gleich zu ihm hinein gehen, Du erlaubst wohl, daß mein — mein Begleiter hier im Vorzimmer auf mich wartet, ich muß den Herrn Pfarrer allein sprechen." Damit öffnete sie die Thüre zu dem Studirzimmer des Geistlichen, den sie über seinen Büchern sitzend fand.

„Was führt Dich so spät noch zu mir, meine Tochter?" fragte dieser, als sie zu ihm trat.

„Eine dringende Bitte," versetzte Wanda, „aber ehe ich sie ausspreche, muß ich Ihnen ein Bekenntniß ablegen; doch kann ich dies nur, wenn Sie mir versprechen, dasselbe wie ein Beichtgeheimniß zu bewahren."

Der Geistliche warf einen Blick auf Wanda's verstörtes Gesicht und sagte mild: „Du bist sehr erregt, meine Tochter, und bedarfst wohl eines geistlichen Rathes, erleichtere Dein Herz durch ein offenes Geständniß, ich gelobe es als Beichtgeheimniß zu betrachten."

Wanda rang nach Athem und begann endlich: „Sie wissen, daß ich drei Jahre im Hause meiner Tante zubrachte, dort kam ich in der letzten Zeit viel mit ihrem Neffen Robert Steinert zusammen. Eine Verbindung zwischen mir und ihm war der innigste Wunsch meiner Tante, er selbst brachte mir eine heiße, aufrichtige Liebe entgegen, und in meinem Herzen erwachte bald eine innige Neigung für den liebenswürdigen, geistvollen Mann, aber da ich wußte, daß mein Vater nie in meine Verbindung mit einem russischen Offizier gewilligt haben würde, wachte ich sorgfältig über mich, um mit keinem Blicke ihm zu verrathen, wie voll und ganz ich seine Gefühle für mich erwiederte. Aber im Schmerz der Abschiedsstunde verließ mich meine Standhaftigkeit, ich sagte ihm, daß ich ihn mehr als mein Leben liebte, doch daß ich um meines Vaters willen nie die Seinige werden könne, und schlug ihm seine dringende Bitte, wenigstens in Briefwechsel mit ihm zu treten, entschieden ab. Heute Morgen stürzte Steinert mit Blut überströmt zu mir in den Garten, und beschwor mich, ihn zu retten, die Verfolger seien auf seinen Fersen. Ich verbarg ihn, gestand aber meinem Vater, was ich gethan. Er schäumte vor Wuth, und wollte die Freischärler

zurückrufen, um ihnen Steinert auszuliefern. Da faßte ich einen verzweifelten Entschluß und erklärte, Robert Steinert sei mein Gatte, mir in Petersburg heimlich angetraut. Den Gatten seiner Tochter den Freischärlern und damit dem sicheren Tode auszuliefern, konnte sich der Vater doch nicht entschließen, aber er verlangte, daß ich mit Steinert heute noch sein Haus verlassen solle. Und nun flehe ich Sie an, trauen Sie mich auf der Stelle mit Steinert, damit ich doch seine rechtmäßige Gattin bin, ehe ich mit ihm in die Fremde ziehe."

Das Gesicht des Geistlichen, der ein ebenso glühender polnischer Patriot war, wie Wanda's Vater, war bei ihrem Bericht immer finsterer geworden, jetzt sagte er hart und kalt: „Mein Gewissen als Priester, wie mein Gefühl als Pole verbieten mir, Deine Ehe mit diesem Russen einzusegnen, ich kann Dir nur den Rath geben, kehre zu Deinem Vater zurück und gestehe, daß Du ihn belogen."

„Nie!" rief Wanda, „das hieße Steinert dem sicheren Tode weihen! Haben Sie Mitleid, Hochwürden, und geben Sie unserem Bund den Segen der Kirche."

„Nein," sagte der Priester, und sein Blick und Ton ließen Wanda erkennen, daß jede weitere Bitte vergeblich sein würde. Sie küßte ihm mit nassen Augen die Hand und verließ stumm das Zimmer.

— — — — — — — — — — —

Die Flüchtlinge erreichten glücklich die Grenze, aber Steinert erkrankte schwer am Wundfieber, und Wochen lang theilte sich Wanda mit der von ihr telegraphisch herbeigerufenen Tante in seine Pflege. Endlich genas er, doch mußte ihm der rechte Arm amputirt werden, so daß er nicht weiter dienen konnte. Er nahm seinen Abschied und zog mit Wanda, die inzwischen auf preußischem Boden sein Weib geworden, auf ein Landgut, das die Tante ihnen in Ostpreußen gekauft. Das Glück der nach so schweren Kämpfen und Leiden vereinten Liebenden würde vollkommen gewesen sein, hätten sie die Verzeihung des Vaters erlangen können. Dieser aber zeigte sich anfangs ganz unerbittlich, und der Tod seines einzigen Sohnes, der in einem Gefecht gegen die Russen fiel, sowie das Scheitern des polnischen Aufstandes verbitterten ihn noch mehr. Allmählig aber gelang es doch den Bitten und Vorstellungen Theresa's, die sich längst mit der Schwester ausgesöhnt hatte, ihn milder gegen Wanda zu stimmen, und als diese ihm das Bild ihres Erstgeborenen schickte, aus welchem ihm die Züge seines verstorbenen Sohnes entgegen blickten, überwand er endlich seinen Groll und erlaubte Theresa, die Schwester mit Gatten und Kind zum Besuche einzuladen. Der Anblick des Enkels versöhnte ihn dann völlig mit den Eltern, und als er denselben zum ersten Male in die Arme schloß, sagte er: „Um dieses Knaben willen, der meines Sohnes Ebenbild ist, gebe ich Dir, meine Tochter, und Deinem Gatten meinen Segen und volle Verzeihung, denn in ihm ist mir mein theurer Kasimir wiedergeschenkt."

Humoristisches.





Bezahlter Brückenzoll.

Er: Halt, mein Kind, hier kostet es Brückengeld!
Sie: Ach was, lassen's mich gehen, Herr, ich hab' kein Geld net!
Er (spitzt den Mund): Na, mein Schätzchen, dann gib mir doch etwas Anderes! (Will sie zärtlich umfassen.)

Sie: Da haben's 'was Anderes!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der berühmte Seefahrer Bougainville erzählt, daß ihn nichts in seinem Leben so sehr gekränkt habe, als ein Wort eines seiner früheren Vorgesetzten. Er habe als Lieutenant im amerikanischen Kriege vor der Festung Ticonderoga gestanden und sei bei einem Sturme durch einen Prellschuß verwundet, für todt umgefallen. Einer seiner Kameraden rief dem Oberst zu: „Herr Oberst, Bougainville ist getödtet!" — Der Oberst aber versetzte kaltblütig: „Nun, so wollen wir ihn morgen mit den anderen Gefallenen begraben!" — Bougainville aber, der als Lieutenant eine sehr hohe Meinung von seiner Bedeutung hatte und nur für einen Augenblick betäubt gewesen war, richtete sich zur großen Heiterkeit der Umstehenden bei diesem Worte des Obersten auf und rief dem Obersten sehr gereizt zu: „Ei, es scheint Ihnen, Herr Oberst, wenig am Leben Ihrer Offiziere zu liegen, aber Gott sei Dank, diesmal ist Bougainville noch nicht todt!" Als Bougainville später wirklich für Frankreich fast unersetzlich geworden war, urtheilte er selbst geringer von seinem persönlichen Werth, als er damals in seiner Lieutenantseitelkeit gethan hatte. [J.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 31:
Widerstrebe dem Bösen mit aller Kraft.

Räthsel-Sonett.

Schreibst Du mich klein so ist's der Tisch,
Der mich zu üben Deiner Kraft
Gar oft Gelegenheit verschafft,
Bist mit dem Platz Du wählerisch.

Auf mir als Hauptwort trug ein Fisch
Den Sänger, dessen Sprung entrafft
Ihn muthig der Verbrecher Haft,
Die ihn bedrohet meuchlerisch.

Dazu lass' ich mich selber tragen
Von Mensch und Thier mit Wohlbehagen,
Sogar von Riesen und von Zwergen.

Charakter geb' ich erst den Bergen,
Und — glaub', ich sag' es nicht zum Spaße —
Vor allem Deiner eignen Nase. [M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösungen von Nr. 31:

der Charade: Feuerland; des Quadrat-Räthsels:

E s e l
S a m e
E m m a
L e a r.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.